

PUCHERTS HELMUT, DEM FÖRSTER SEINER

Vom Leben auf einem
nordhessischen Dorf
von 1928 - 1946

Helmut Puchert
Eckhard Puchert Hrsg.



Über den Autor:

Dr. Helmut Puchert wurde am 20. November 1922 in Ehrsten, Kreis Hofgeismar geboren. Er war der Sohn von Carl Friedrich Puchert, der von 1928 bis 1952 das Amt des Revierförsters in dem kleinen nordhessischen Dorf Friedrichsfeld bekleidete.

Helmut Puchert verbrachte, bevor er in den Krieg ziehen musste, seine gesamte Jugend vom 6. bis zum 18. Lebensjahr (1928 - 1940) in Friedrichsfeld und kehrte nach Kriegsende auch hierhin zurück. 1946 arbeitete er zunächst als Waldarbeiter, bevor er in Hannoversch Münden Forstwissenschaften studierte und in diesem Fach auch promovierte.

Nach Tätigkeiten im Ministerium und als Leiter seines Heimatforstamtes Hofgeismar wurde ihm 1969 das Waldbau-Dezernat der Forstabteilung beim Regierungspräsidium Darmstadt übertragen. Damit verbunden war auch die Tätigkeit als Forstinspektionsbeamter im hessischen Spessart.

Helmut Puchert war ein anerkannter Kenner der Forstgeschichte des Main-Kinzig-Kreises, die er in der Monographie »Der hessische Spessart«, Wiesbaden 1991, zusammengefasst hat. Darüber hinaus hat er zahlreiche Beiträge zur Forst- und Jagdgeschichte veröffentlicht.

Über die Zeit auf dem Dorf von 1928 bis 1946 hat Helmut Puchert im Jahre 1993 viel aufgeschrieben. Seine Erinnerungen und Erzählungen sind in dem vorliegenden Buch zusammengefasst. Nach seiner Pensionierung kam er immer wieder nach Friedrichsfeld zurück, um sich mit den Leuten, die dort noch lebten, zu unterhalten.

Helmut Puchert starb am 21. Februar 2001 in Darmstadt.

Über den Herausgeber:

Dr. Eckhard Puchert wurde am 01. August 1957 in Wiesbaden geboren. Er studierte Pharmazie und promovierte auch in diesem Fach. Über 30 Jahre arbeitete er als Manager in der Pharmaindustrie u. a. bei der Schering AG und der Bayer AG. Er wohnt in Hamburg und befindet sich seit 2018 im Ruhestand.

Die Zeit von 1963 bis 1969 erlebte er mit seinen Eltern und den Geschwistern auf dem Forstamt Hofgeismar. Er begleitete seinen Vater häufig mit in den Wald und war auch regelmäßig bei seinen Großeltern in Friedrichsfeld zu Besuch.

Inhalt

Als ich noch »Pucherts Helmut, dem Förster seiner«, in Friedrichsfeld war

Friedrichsfeld, der Ort meiner Jugend

Das gesellschaftliche Leben der Försterfamilie auf dem Dorf

Lebensgrundlage der Dorfbewohner

Dienstleistungen und leibliche Genüsse auf dem Dorfe

Mühle und Backhaus

Arbeiten in der Landwirtschaft

Die Drescharbeit

Das Mähen

Das Heumachen

Knechte und Mägde

Die Dorfhandwerker

Der Schmied

Der Stellmacher

Die sonstigen Handwerker

Versorgung der Bevölkerung

Der Kolonialwarenladen

Vorratswirtschaft auf dem Dorfe

Dämmerstunde

Die Dorfkirmes

Dorfgeschichten

Eine Geschichte vom Anschütz und vom Herrguth
Über die alkoholischen Genüsse auf dem Dorf
Der Burgemaaster
Andere kleine Geschichten
Eine Dorfgeschichte aus Gottsbüren

Schul Ausbildung
Die Dorfschule in Friedrichsfeld
In Detmold zur Vorbereitung auf das Gymnasium

Auf der kleinen Dorfbühne
Der Nationalsozialismus auf einem nordhessischen
Dorfe
Auf dem Gymnasium in Hofgeismar
Erste Berufsüberlegungen
Der »Fahrschüler«
Der Konfirmand
Urlaub
Hitlerjugendzeit
Der weiße Hirsch
Hitler lässt die Kriegsbestie aus dem Käfig
Evakuierte - Ausgebombte
Von der Schulbank in den Krieg
Urlaub vom Krieg
Meine Kriegszeit und Heimkehr

Nachkriegszeit
Mein Leben als Waldarbeiter
Vertriebene
Die Versorgung der Bevölkerung:
Die Entnazifizierung
Das alte Dorf, es ist nicht mehr

Einst und jetzt
Mundart/Glossar
Personenverzeichnis

Als ich noch »Pucherts Helmut, dem Förster seiner«, in Friedrichsfeld war

Als Helmut Puchert in den 90er-Jahren des letzten Jahrhunderts immer mal wieder in das Dorf seiner Jugend nach Friedrichsfeld kam, war er bei den älteren Leuten immer noch Pucherts Helmut, so wie Lotzens Hennes, Märtens Heinz, Liebers Heinrich auch genannt wurden. Bei den Mittelalten war er der Herr Doktor, und die jungen Leute kannten ihn bereits nicht mehr. Die Zeit, aus der er berichtet, liegt inzwischen 80 bis 90 Jahre zurück.

Helmut Puchert erzählt und schreibt:

Friedrichsfeld, der Ort meiner Jugend





Friedrichsfeld wurde der Ort meiner Jugend und auch meine richtige Heimat. Die zuerst errichteten Häuser waren einfach und schlicht und hatten ein verputztes Balkenwerk. Sie waren alle nach gleichem Plan gebaut worden und unterschieden sich auch dadurch von den schmucken, reich verzierten, hochgiebeligen niedersächsischen Fachwerkhäusern der Nachbardörfer. Das hatte folgenden Grund: Im Jahre 1775/76 nahm der Landgraf Friedrich II. von Hessen-Kassel Glaubensflüchtlinge aus Mensfelden und Ennerich bei Limburg in sein Land auf und wies ihnen gutes Land zur Kolonisation zu.

Nach Friedrich II. sind benannt worden: Friedrichsfeld, Friedrichsdorf, Friedrichstal und der Friedrichsplatz in Kassel. Weil die alten Friedrichsfelder einst unter der Glaubensfuchtel des Erzbischofs von Trier gestanden hatten, nannte man sie spöttisch die »Trierschen«. Von den Auswanderern sind heute nur noch die Nachkommen der Familie Lieber im Ort.

Von Friedrichsfeld aus hat man einen herrlichen Blick in die weite, weite Ferne über das Diemeltal hinweg in die Warburger Börde mit dem Desenberg und noch weiter bis zur letzten Waldhöhe, dem Eggegebirge, ja sogar bis zum Köterberg im Lippischen. Im Mittelgrund erheben sich die Balsaltdurchbrüche des Heuberges, des Westberges bei Hofgeismar und des Deiselberges sowie die Trendelburg auf einem von der Diemel umflossenen Bergsporn sowie die Stufenlandschaft der Diemelplatten aus Röt und Muschelkalk.

Das Diemeltal ist ein uraltes Siedlungsgebiet und ernährte schon die Menschen in der Steinzeit; am Desenberg hat man Artefakte aus der Zeit vor 25 000 Jahren ausgegraben. Der Boden um Friedrichsfeld ist aus der Verwitterung des Bundsandsteines entstanden und in den Zwischeneiszeiten mit Fluglehm, dem Löss, überdeckt worden. Er bringt reiche Ernten, besonders in trockeneren, wärmeren Jahren. Mit Wald bedeckt, lässt er mächtige Eichen und Buchen wachsen.



Die Revierförsterei

Die Försterei, zur damals preußischen Oberförsterei Gottsbüren zählend, war ehemals ein Kolonistenstilbau, wurde dann aber vielfach um- und angebaut. Das Gebäude brannte auch einmal im oberen Stockwerk ab. Deshalb waren die Zimmer dort so niedrig, weil man die alten Balken aus Bauholzknappheit nochmals nach entsprechender Kürzung eingezogen hatte. An die alte Form erinnert nichts mehr. Nur der steingewölbte große »Franzosenkeller« ist noch Zeugnis der alten Bausubstanz.

Als wir 1928 in das Forsthaus einzogen, stellte der preußische Fiskus 10.000 Reichsmark zur Renovierung bereit. Wir bekamen sogar ein Badezimmer, welches von den Dorfbewohnern als ungeheurer Luxus betrachtet wurde. Die Gemeindeverwaltung wollte gleich das Wassergeld erhöhen, denn sicherlich würde der neue Förster mehr Wasser verbrauchen, als ihr gesamtes Vieh soff. Da kamen

sie bei meinem Vater an den Verkehrten. Er wusste sich sehr schnell im Dorf, das nur 178 Seelen zählte, Respekt zu verschaffen. So war er unter anderem hinter den Holzdieben sehr her. Wie sah es im Försterhaus aus? Durch eine mächtige, zweiflügelige Eichentür mit einem dicken, langen und runden eisernen Türgriff traten Bewohner und Besucher in einen langen und breiten, mit Buntsandsteinplatten ausgelegten Flur. Mutter hatte ihn mit Kokosläufern belegt. Korbmöbel luden zum Verweilen ein. An den Wänden hingen alte Stiche mit Jagdmotiven, die sich immer noch im Besitz der Familie befinden, sowie Jagdtrophäen, Kriegssäbel und einige alte Hirschfänger meines Vaters. Linker Hand kam man in das Dienstzimmer, das der Vater im Winter, gern auch an Sonntagen, zu schriftlichen Arbeiten benutzte. Die Wände in diesem Zimmer waren mit vielen Jagdtrophäen geschmückt. Rechter Hand befand sich das Esszimmer. Von dort und vom Flur aus kam man in das Wohnzimmer, wo wir uns meist aufhielten. Eine Couchgarnitur und das Klavier, das die Eltern in der Inflation im Austausch für eine Kuh erstanden hatten, machten es recht wohnlich. Dort konnte man auch das erste Radio des Ortes sehen und hören.



Die Revierförsterei

Vom Flur kam man auch in die Scheune und die Wirtschaftsgebäude mit den Stallungen. Zum Hof hin lagen die neugebaute Küche sowie die Waschküche mit einem riesigen Backofen, den wir aber nie benutzt haben.

Im Obergeschoss befanden sich 4 Schlaf- und Gästezimmer.

Das gesellschaftliche Leben der Försterfamilie auf dem Dorf

Ein großer Obst- und Gemüsegarten schaffte erhebliche Distanz zu den Nachbarhäusern. Auf Distanz hielt sich mein Vater auch zu den übrigen Dorfbewohnern, nicht weil er menschencheu gewesen wäre, im Gegenteil, sondern aus Gründen der Staatsraison. Er war höflich zu ihnen, aber sehr bestimmt, und sie hatten Respekt vor ihm.

Meine Mutter hatte keine Dienstverpflichtungen, deshalb war sie sehr zugänglich, freundlich und nett zu allen im Dorfe. Sie wurde hochgeachtet, auch deshalb, weil sie, wie die Nachbarn, die das sahen, unermüdlich arbeitete. Wer arbeiten konnte und nicht auf der faulen Haut lag, der galt etwas. Sie mussten nämlich alle schwer körperlich arbeiten, um ihr tägliches Brot zu haben.

Nur mit dem Lehrer und seiner Frau verkehrten die Eltern und verkürzten sich die Abendzeit mit Gesellschaftsspielen. Gegessen und getrunken wurde dabei kaum etwas. Lediglich zum Nachmittagskaffee wurde selbst gebackener Kuchen gereicht.

Lebensgrundlage der Dorfbewohner

Das kleine Dorf war eine fast abgeschlossene Welt, seine Bewohner selbstgenügsam. Alle bestellten sie Land. Selbst der Lehrer und der Förster bewirtschafteten große Gärten, denn Gemüse gab es im Kolonialwarenladen nicht zu kaufen. Von den Früchten des Feldes und vom Vieh lebten die Leute, sei es vom Getreide, sei es von den Eiern der Hühner und Enten, der Milch, der Butter, dem Käse – gewonnen vom Milchvieh wie Kühe, Schafe und Ziegen – sowie vom Fleisch der Schweine, Kälber, Schafe, Ziegen, Kaninchen und des Geflügels, soweit es nicht verkauft werden musste, um Bargeld in der Hand zu haben. Der Förster und der Lehrer hielten sich einen großen Bienenstand. Vater brachte öfters Aufbruch vom erlegten Wild – Rehwild, Rotwild, Schwarzwild – mit und im Herbst und Winter hin und wieder einen Küchenhasen.